

JOHANN GEORG LUGHOFER

Konstruktion kultureller Identität bei Ivan Ivanji

Dieser Beitrag stellt das sowohl auf Serbisch als auch auf Deutsch verfasste Werk von Ivan Ivanji vor und bezieht es auf Fragestellungen zur trans- bzw. interkulturellen Literatur:

Als Schwerpunkt dabei wird die Konstruktion von kultureller Identität untersucht, die seinem Werk zugrunde liegt. Ivanji zeichnet ein transkulturelles Bild seiner Herkunftsregion Banat und thematisiert Mehrsprachigkeit als Normalität. Doch das Werk entzieht sich weitgehend einer Einordnung in Kategorien der sogenannten Migrations- bzw. interkulturellen Literatur. Nicht einmal eindeutig beantwortet werden kann, ob Ivanji in seiner Muttersprache schreibt. Die Texte verzichten auf eine verfremdende Einarbeitung der Mehrsprachigkeit und auf Distanz zur und Brüchen mit der deutschen literarischen Tradition. Manche Schwierigkeiten der Begrifflichkeiten und Kategorien wie ‚Migrations-‘, oder ‚interkulturelle Literatur‘ können so mit einer Betrachtung von Ivanjis Werk sichtbar gemacht werden.

1 Ivan Ivanji, der vielseitige Schaffende

Keine Besprechung, kein Klappentext und keine Intervieweinleitung kommt bei dem 1929 geborenen Ivan Ivanji ohne Erwähnung seiner Biographie aus. Dies ist gewiss verständlich, denn es handelt sich nicht nur um einen vielfältigen Kunstschaffenden, sondern auch um einen wichtigen Zeugen des grausamen 20. Jahrhunderts. Dreisprachig im Banat aufgewachsen wurde er nach einer Schulzeit – unentdeckt als angeblich christlicher Ungar – in Novi Sad aufgrund seiner jüdischen Abstammung 1944 ins Konzentrationslager deportiert, überlebte Auschwitz und Buchenwald und blieb nach Kriegsende kurzfristig in Deutschland. In Belgrad studierte er danach Bautechnik und Germanistik, betätigte sich als Journalist und Redakteur, als Lehrer an einer Technischen Oberschule sowie als Theaterintendant und Dramaturg. Ins Deutsche bzw. Serbische übersetzte er u. a. Danilo Kiš und Günter Grass. Für Josip Broz Tito dolmetschte er bei bedeutenden Konferenzen. Von 1974 bis 1978 wurde er als jugoslawischer Kulturattaché nach Bonn entsandt; zwischen 1982 und 1988 war er Generalsekretär des jugoslawischen Schriftstellerverbands unter der Präsidentschaft des Nobelpreisträgers Ivo Andrić. Daneben war und ist er vor allem auch eines: ein Schriftsteller.

Die Wandlung der Belgrader Kommunisten zu serbischen Nationalisten und der Krieg ließen Ivanji fast 70-jährig 1992 nach Wien emigrieren, denn er befürchtete einen aufkommenden Antisemitismus wie 1941. In Österreich wurde er „im Interesse der Republik“ zügig eingebürgert (vgl. IVANJI 2014b: 103). Nach dem Sturz des Regimes von Slobodan Milošević verbringt er einen Teil jedes Jahres in Belgrad.

2 Das literarische Werk Ivanjis

Während seiner Tätigkeiten in anderen Berufen blieb sein Oeuvre überschaubar. Seine historischen Romane *Dioklecijan* (1973) und *Konstantin* (1988) beschäftigten sich mit den römischen Kaisern, deren Höfen, Machtverhältnissen und Reichen. Der Autor verfasste diese Werke auf Serbisch; übersetzt wurden sie in Ostdeutschland.

Sein insbesondere seit den Neunziger Jahren entstandenes reichhaltiges Schaffen umfasst Lyrik, Erzählungen, Märchen und Kinderbücher, Essays, Reisebücher, Bühnenstücke, Hörspiele, Radio- und Fernsehfeatures – in serbischer sowie deutscher Sprache. In diesem Beitrag sollen seine in Österreich auf Deutsch verfassten Romane im Mittelpunkt stehen. Die seit seiner Übersiedlung nach Wien entstandenen Bücher sind meistens zuerst in dieser Sprache geschrieben – und vom Autor auch ins Serbische übersetzt bzw. neu verfasst worden, denn es gibt beachtliche Unterschiede zwischen den Versionen. Es scheint also nicht verfehlt, von einem Sprachwechsel zu sprechen, auch wenn Ivanji selbst weiterhin ebenso in serbischer Sprache schreibt und von keinem „Umstieg“ sprechen will (IVANJI 2013).

Nachdem Ivanji wie erwähnt aus dem nationalistisch gewordenen Serbien nach Wien gezogen war, widmete er sich thematisch insbesondere den Fragen des Nationalsozialismus und des Holocausts – der Täter- und Opferschaft und deren Überlappungen, Fragen zu Konzentrationslagern und zum Antisemitismus sowie zur Erinnerungskultur – so in den Romanen *Schattenspringen* (1993), *Barbarossas Jude* (1996), *Das Kinderfräulein* (1998) und *Der Aschenmensch von Buchenwald* (1999), *Geister aus einer kleinen Stadt* (2008), *Buchstaben von Feuer* (2011) und *Mein schönes Leben in der Hölle* (2014). Neben dem Sprachwechsel kann man sowohl von einer neuen inhaltlichen Fokussierung sprechen, eventuell gar von einem Übergang auf Themen, die mit deutschen Diskursen korrespondieren.

Auch in *Ein ungarischer Herbst* (1995, zuvor auf Serbisch 1986) schildert er nicht nur die ungarische Revolution von 1956 aus neuen Perspektiven, sondern konzentriert sich ebenso auf die Dynamiken der Massenbewegung und

den fühlbar gewordenen Antisemitismus. Das neu entstehende sozialistische Jugoslawien wird zumeist mit heiteren Anekdoten aus der Regierungsriege, doch auch mit der Thematisierung der brutalen Entstalinisierung in mehreren Werken behandelt. Insbesondere *Die Tänzerin und der Krieg* (2002) zeichnet die Geschichte dieses Staats samt seinem kriegerischen Zerfall nach. In auffallend vielerlei Hinsicht verarbeitet Ivanji in seinen Werken autobiographische Erfahrung, womit viele inhaltliche Parallelen zwischen den einzelnen Romanen zu erklären sind.

Erwähnenswert sind ebenso sein Anekdotenband *Titos Dolmetscher* (2007) und sein eigenwilliger memoirenartiger Roman *Mein schönes Leben in der Hölle* (2014), in dem er lose Fragen zu seinem Leben, Anekdoten, Erzählungen und sogar angedachte Romanideen aneinanderreihet – dies übrigens in einem assoziativen Stil, der an das Weiterklicken bei einzelnen interessierenden Wörtern in Hypertexten des Internets (vgl. IVANJI 2014a: 18) erinnern mag.

Seine Romane mit pikaresken Aspekten, die vor allem dem Entwicklungs- und dem historischen Roman zuzuordnen sind, überspringen Genre Grenzen, finden sich zumeist in einem komplexen Balanceakt zwischen der Verwendung historischer Fakten und Figuren, Anekdoten, autobiographischer Aspekte, Dokumente und Listen, landeskundlichen und enzyklopädischen Referenzen und mitunter bizarr anmutenden Fiktionalisierungen. Immer wieder gesellen sich zum vorherrschenden (historischen) Realismus magische Elemente.

An vielen Stellen reflektiert Ivanjis Erzähler selbst seine Unzuverlässigkeit und problematisiert den Erinnerungsakt als nachträgliche Konstruktion; die Wahrheit könne man nicht wissen. Weder vertrauen die Erzähler ihren oder anderen Erinnerungen, noch scheinen Dokumente und der historische Kenntnisstand in den Romanen vertrauenswürdiger – schon gar nicht die Medienberichte (vgl. LUGHOFER 2014).

Wenn Ivanjis neuere Romane zumeist um die große Geschichte des blutigen letzten Jahrhunderts kreisen, sind sie trotz seiner Zeitzeugenschaft bemerkenswert gelassen; sein Stil bleibt prosaisch klar, nüchtern und sachlich, obwohl er die Begebenheiten stets auf verschiedenen individuellen und subjektiven Ebenen behandelt.

Nicht verschwiegen werden sollte, dass es der Prosa Ivanjis – wie Daniela Strigl in einer Kritik zu Recht kommentiert – „an lakonischer Wucht und kompositorischem Raffinement“ fehlt. Doch sei sie „schlicht ergreifend: So konventionell kann man auch heute ruhig erzählen, wenn man es kann.“ Ivanji erzähle „sorgsam und unaufgeregt, verleiht ihr [= der Geschichte des Kinderfräuleins] anschauliche Substanz und psychologische Plausibilität“ (STRIGL 1998).

Den Inhalten ist anzumerken, dass Ivanji Zeugenschaft ablegen und die Erinnerung an zentrale Ereignisse des 20. Jahrhunderts aus eigenen Perspektiven mitgestalten will. Dabei handelt es sich auch um einen familiären Auftrag, ein Vermächtnis. Der bald darauf erschossene Vater schrieb in einem Brief von seiner Hoffnung, mit dem Sohn den einen großen Roman zu schreiben: „Begabung muss man als Schriftsteller haben, viel Bildung und Erlebtes.“ (IVANJI 2009: 59, vgl. IVANJI 2014b: 265) Ivanjis Poetologie beruht denn auch auf einer zentralen Positionierung des Erlebten.

3 Ivan Ivanji als Autor der inter- bzw. transkulturellen Literatur

Versuche zu Kategorisierungen von interkultureller Literatur erweisen sich als problematisch in mehrerer Hinsicht. Definitionen wie literarische Arbeiten „im Einflussbereich verschiedener Kulturen und Literaturen“ (ESSELBORN 2007: 9), führen immer wieder zu dem Problem: Kann eine Literatur nur von einer Kultur beeinflusst sein? Die meisten der Definitionsversuche streben in einer problematischen Art und Weise Klarheit darüber an, was deutsche Kultur und eine „fremde“ Kultur (ebd. 9) seien. Sie setzen auf verschiedene Weise voneinander abgegrenzte Kultur- oder Sprachblöcke voraus und integrieren nur bedingt heute durchwegs anerkannte Konzepte von Hybridität (vgl. BHABHA 2000) bzw. von Transkulturalität (vgl. WELSCH 2000). Die dabei anklingenden Vorstellungen von Nationalliteraturen sind nicht den aktuellen kulturellen Wirklichkeiten angemessen.

Die Mehrzahl der Schreibenden wehrt sich auch gegen die biographiebezogene Schubladisierung. Die österreichische Autorin Julia Rabinowich erläutert dazu prägnant:

Die Schublade der „interkulturellen Literatur“ kann natürlich für Anfänger ein Sprungbrett darstellen, das ihnen weiterhelfen KANN, aber eines, das bald verlassen werden sollte, wenn man mit Qualität überzeugen möchte. Ab einem gewissen Level bedeutet „Migrantenliterat“ nichts anderes als: nett, aber leider nicht genug ernst zu nehmen, denn niemand würde Camus oder Kundera als Migrationsliteraten bezeichnen. Warum? Weil sie Literaten sind. (RABINOWICH 2001: 14)

Bei manchen Etiketten für interkulturelle Literatur schwang wohl lange diese angesprochene Missachtung – für die Themen und das schriftstellerische Können der AutorInnen – mit: die Vorstellung von DilettantInnen mit einem Hang zum Autobiographischen und zur sozialkritischen Beschreibung von Integrationsproblemen wurde hier lange Zeit zugrundegelegt.

Heute scheint das Pendel in mancher Hinsicht in die andere Richtung auszuschlagen: 2013 wurde Terézia Mora schon vor der Auszeichnung als klare Favoritin für den Deutschen Buchpreis in Frankfurt gehandelt. AutorInnen mit Migrationshintergrund stehen heute im Zentrum der Aufmerksamkeit des deutschsprachigen Literaturbetriebs. Beigetragen zu diesem Erfolg hat einerseits die Literatur- und Kulturwissenschaft – Yoko Tawada wurden z.B. beim großen IVG-Kongress 2010 in Warschau mehr Referate gewidmet als irgendeinem anderen Schreibenden inklusive Goethe, Bertolt Brecht oder Thomas Mann –, andererseits spielte die Institutionalisierung der interkulturellen Literatur eine wichtige Rolle, wobei erste Bemühungen in diese Richtung von den Schreibenden selbst ausgegangen sind. Insbesondere der seit 1985 existierende Chamisso-Preis und die weitreichende Förderung durch die Robert Bosch Stiftung trägt zu einer verstärkten Wahrnehmung in der Öffentlichkeit bei.

In Österreich gab es diesbezüglich die landesübliche Verspätung: Der Preis „Schreiben zwischen den Kulturen“ der Edition Exil unter Leitung von Christa Stippinger wird erst seit 1997 vergeben und neigt stärker zum Workshopcharakter als der deutsche Chamisso-Preis. Der Einstieg in den Literaturbetrieb wurde damit für mittlerweile arrivierte Autorinnen wie Julya Rabinowich oder Anna Kim erleichtert. Wie wenig Anerkennung dieses Projekt anfangs hatte, zeigt u.a. eine briefliche Ablehnung einer Veranstaltung von Seiten des Kunstvereins Alte Schmiede: „die Texte geben letztlich zu wenig her, um etwa mit namhaften SchriftstellerInnen und den jungen Autorinnen und Autoren ein produktives öffentliches Treffen arrangieren zu können.“¹

Mittlerweile kann aber auch in Österreich von einem breiten (kompensierenden) Interesse im Literaturbetrieb gesprochen werden. Der österreichische Alpha-Preis für Debutromane ging 1913 an Marjana Gaponenko. Dass alle Bachmannpreisträgerinnen 2011 bis 2013 – Maja Haderlap, Olga Martynowa und Katja Petrowskaja – slawischsprachigen Hintergrund haben, passt in dieses Bild des Wandels. Dass bei Fragestellungen zur interkulturellen Literatur Ivanji kaum eine Rolle spielt, liegt wohl vor allem daran, dass er schon viel länger seine deutschsprachige Literatur verfasst hat, als die Moderscheinung im Literaturbetrieb und an der Germanistik wahrgenommen wird – und Migration kein zentrales Thema in seinen Romanen darstellt. In aktuellen Definitionen der Migrationsliteratur wird ja glücklicherweise auf das Thema fokussiert und nicht mehr wie früher auf den biographischen Hintergrund der Schreibenden (vgl. z. B. RÖSCH 1992: 11).

¹ Brief von Kurt Neumann an Christa Stippinger vom 22.05.1996. Archiv Amerlinghaus. Zit. nach FRIEDL (2003: 19).

Bei Ivanji ist genau dies der Fall: Wenn auch nicht von Migration als zentralem Thema gesprochen werden kann, berühren die Beschreibungen der langen Wartezeit nach dem Aufenthalt in Konzentrationslagern auf die Rückkehr nach Jugoslawien ähnliche Fragestellungen. Insbesondere, weil der Autor die Unmöglichkeit heimzukehren erörtert – so in *Geister aus einer kleiner Stadt*, weiter kontextualisiert in *Mein schönes Leben in der Hölle* mit der bekannten Erkenntnis: „Es ist unmöglich, nach Hause zu gehen.“ (IVANJI 2008: 199, vgl. IVANJI 2014b: 251ff.)

3.1 Mehrsprachigkeit im Banat der 1930er Jahre

Das Kriterium des Schreibens in Sprachen, die nicht die eigene Muttersprache sind, gilt in der Debatte um Migrations- und interkulturelle Literatur als zentrales Phänomen (vgl. z. B. RÖSCH 1992: 11). Eine moderne Erscheinung ist dies keineswegs. In Zeiten vor dem europäischen Siegeszug des Nationalismus war es sogar eine Seltenheit, in seiner Muttersprache zu schreiben. Benedict Anderson erinnert in seinem Standardwerk zur Konstruktion der Nationen daran, dass im mittelalterlichen Westeuropa Lateinisch die einzige Unterrichtssprache war und bis 1500 77% aller Bücher in dieser Sprache gedruckt waren, die selbstverständlich niemand mehr als Muttersprache erlernte.²

Selbst diese Bildungssprache lebte noch punktuell in einer mehrsprachigen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts wie im Geburtsort Ivanjis – im historischen Banat. „Meine Eltern, beide Ärzte, haben bei Tisch angefangen miteinander Lateinisch zu sprechen, wenn wir Kinder nicht verstehen sollten, was sie über Patienten und Medizinerkollegen tratschten.“ (IVANJI 2014a: 4) Die Kinder lernten so schnell verschiedene Sprachen: Der Autor ist ein mehrsprachiger Schreiber par excellence. Hinzu kommt, dass er seine Muttersprache im traditionellen Sinn nicht bestimmen kann, womit Konzepte zum Schreiben in Zweitsprachen hinfällig werden und offensichtlich zu kurz greifen. In seinem großen Erinnerungsbuch *Mein schönes Leben in der Hölle* stellt er fest:

Viele meine Bücher habe ich auf Serbisch und auf Deutsch geschrieben. Dieses nur auf Deutsch. Auf Serbisch ginge es nicht. In gar keiner Weise. Deutsch ist meine Sprache. Meine Muttersprache nicht. Die Muttersprache wäre Ungarisch, aber Ungarisch kann ich nicht so gut. Was ist Deutsch? Meine Kinderfräuleinsprache? (IVANJI 2014a: 292)

In Groß-Betschkerek, heute Zrenjanin, geboren, lernte Ivanji von Kindheit an drei Sprachen. Serbisch war die zentrale Umgebungssprache, die Eltern

² Lucien Febvre und Henri-Jean Martin (1976): *The Coming of the Book*. London, S. 248ff (zitiert nach ANDERSON 1991: 18).

sprachen untereinander ungarisch und mit dem Kind deutsch, ebenso wie das österreichische „Kinderfräulein“, das übrigens aus Slowenien gekommen war.

Vielleicht sprach man grammatikalisch nicht ganz fehlerfrei: „Serbisch, Deutsch und Ungarisch wurden durcheinander gesprochen, tatsächlich verstand hier jeder alle drei Sprachen, wenn jemand Fehler machte, wurde er nicht ausgelacht und schon gar nicht korrigiert.“ (IVANJI 1998: 27) In *Das Kinderfräulein* legt sich die Gouvernante Ilse von Bockberg eine serbische Grammatik zu und „sprach jetzt die Landessprache so gut und schlecht, wie die meisten Menschen hier die Sprachen der anderen beherrschten“ (ebd. 30). Ganz korrekt wurde also kaum eine Sprache gesprochen, wohl schon allein deswegen, weil sie sich auch überlappten und mischten,³ was in *Geister aus einer kleinen Stadt* (2008) beschrieben wird:

Im Haus spricht man drei Sprachen, die Eltern miteinander ungarisch, mit den Kindern deutsch, mit dem Kinderfräulein und der Köchin deutsch, mit dem Zimmermädchen serbisch, mit der Ordinationshilfe wieder ungarisch, mit dem Lieferanten, auf dem Bauernmarkt, beim Einkauf, auf der Straße, in der Schule und auf Ämtern serbisch, mit den Patienten [sic!] wie sie wollen. Im kleinen Kreis mischt man die Sprachen auch zum Scherz oder weil das eine oder andere Wort im Augenblick und Kontext besser klingt. (IVANJI 2008: 18)

Wie die Lexik unterschiedlicher Sprachen verschmelzen kann, wird anhand eines amüsanten Beispiels veranschaulicht:

Respektpersonen grüßt man mit *Küßdiehand*, was ausgesprochen wird, als sei es eine einzige Silbe, oder auf Serbisch *ljubimruku*, Ungarisch *kecitscokolom*, oft aber, wenn man nicht weiß, welche Sprache gerade passend ist, einfach zum Scherz oder nur unüberlegt, blitzschnell alles heruntermurmeln, *Küßdiehand-ljubimrukukezitscokolom...* (Ebd. 19)

Im Banat wurden sogar mehr als die drei erwähnten Sprachen verwendet:

Nicht nur in der Doktorfamilie, beim Friseur, auf dem Bauernmarkt, mit dem Trafikanten und dem Rechtsanwalt spricht man, wie es einem gerade kommt und man sich im Augenblick bequemer und sicherer ausdrücken kann, serbisch,

3 Ivanjis große Bezugsperson Tito scheint übrigens von einer solchen Sprachverwendung auch betroffen gewesen zu sein: „Sein Akzent war seltsam, man glaubte deshalb im Ausland, er sei eigentlich Russe, was nicht stimmt. Er wurde [...] in Kumrovec in Kroatien geboren, war als Kind aber oft bei seinen Großeltern mütterlicherseits in Slowenien. So wuchs er zwischen dem Slowenischen und dem Dialekt seiner kroatischen Heimat, dem Zagorje, auf und lebte später zwischen Deutsch, Serbisch und Russisch. Daher sein ungewöhnlicher Duktus.“ (IVANJI 2007: 118)

deutsch, ungarisch, rumänisch, slowakisch, ruthenisch, es ist das Gegenteil von Babylon, die Sprachenvielfalt führt zu keiner Verwirrung, jeder versteht den anderen. (Ebd. 25)

Dass diese mehrsprachige Tradition seit 1941 verlorengegangen wird in Ivanjits Werk implizit bedauert. In seinem Anekdotenband erinnert er sich an ein Interview mit einem Jesuitenpater aus dem Banat: „Wir haben über alles Mögliche gesprochen, durcheinander auf Deutsch, Serbisch und Ungarisch, wie es sich für echte Banater schickt...“ (IVANJI 2014b: 79) „Echte Banater“ sind für Ivanji also übernational und polyglott.

Mehrsprachigkeit scheint eine Selbstverständlichkeit bei den meisten Protagonisten in Ivanjits Romanen – seien es Marko oder Isaak in *Barbarossas Jude* und selbst die verarmte Kärntner Adelige Ilse kommt in *Das Kinderfräulein* mit etwas Slowenisch in das Banat. Andere bereuen ihre Einsprachigkeit, selbst der SS-Offizier Kant erzählt in *Das Kinderfräulein* „von seinem Geburtsdorf im Burgenland mit gemischter Bevölkerung, schade, daß er als Kind nur etwas ungarisch und nicht auch kroatisch gelernt habe, das wäre ihm jetzt nützlich gewesen“ (IVANJI 1998: 83). Die Texte verabschieden sich damit von der imaginierten Normalität einer Einsprachigkeit und malen das Bild polyglotter Individuen als Normalität. Dementsprechend führen sie auch alle Versuche der Einteilung literarischen Schaffens in einer Erst- oder einer Zweitsprache ad absurdum.

3.2 Das Banat als (verlorener) transkultureller Raum

Doch nicht nur Sprachen mischen sich, Kulturen werden als offen, hybrid und ineinander übergehend beschrieben:

In dieser Stadt schien eine glückliche, konfliktfreie Gemeinschaft zu leben. Der Pope war dafür ein lebendes Beispiel. Er war mit einer Schwäbin verheiratet, deren Großvater mütterlicherseits Ungar gewesen war. Das erklärte Goldy, als Ilse verwundert fragte, wieso der serbische Geistliche mit seiner Frau meist Deutsch oder Ungarisch sprach. (IVANJI 1998: 28)

Staatsgrenzen bleiben politisch konstruierte Übergänge, so zwischen der Vojvodina und Ungarn in *Ein ungarischer Herbst*:

Es war dieselbe Ebene auf beiden Seiten der Grenze, derselbe Juni. Das Räderattern des Eisenbahnzuges verändert sich weder dem Klang noch der Intensivität nach, als sie aus dem einem Land in das andere fuhren. Die Bauern waren gleich gekleidet, hatten die gleichen Schnurrbärte, aßen gleich gut und viel, rauchten Pfeifen. Sie sprachen Serbisch und Ungarisch diesseits wie jenseits der Gren-

ze. Nur die Uniformen der Zöllner und Grenzpolizisten waren unterschiedlich. (IVANJI 1995: 20)

Die Sprachen und Kulturen, selbst die Religionen vermischen sich in Ivanjis Banat. Pure und orthodoxe Kulturen scheinen nicht zu existieren. Beispielsweise klingt koscher selbst für die Juden exotisch. Der Rechtsanwalt mit der schönen Stimme singt die Soli in der serbisch-orthodoxen Kirche, das Ave Maria für die Katholiken und die Gebete in der jüdischen Synagoge. Die Unterschiede zwischen Serben, Ungarn, Deutschen oder Juden spielten in den dreißiger Jahren keinerlei Rolle: „Noch konnte der Kleine die Nationalität am Namen nicht erkennen, dreisprachig waren alle. Freilich feierten die einen Weihnachten am 25. Dezember, die anderen am 7. Januar, aber man passt die Sitten einander an, auch Juden entzündeten Kerzen auf Christbäumen.“ (IVANJI 2009: 39f.)

Auch wenn Weihnachten an mehreren Tagen über die Konfessionen hinweg gemeinsam gefeiert wird, zeichnet Ivanji doch keine Idylle. Der am ganzen Kontinent aufkommende Antisemitismus und Nationalsozialismus finden allzu leicht im beschriebenen Banat Widerhall, was sich insbesondere in *Geister aus einer kleinen Stadt* und in *Das Kinderfräulein* dargestellt findet. Roma werden schon lange angefeindet, Juden haben sicher nicht grundlos ihre Namen geändert und man hat wenig über Sprachgrenzen, nicht über Religionsgrenzen geheiratet. Diese Grenzen werden durch politische Gegebenheiten aufrechterhalten – und verstärkt: Schon vor der Ankunft der deutschen Besatzung werden Grenzen zwischen den ‚Nationen‘ installiert, die Deutschen positionieren sich als Fünfte Kolonne:

In der bis dahin so ruhigen Stadt, in der Serben, Ungarn, Deutsche, Rumänen, Juden, Slowaken und Zigeuner friedlich nebeneinander gelebt hatten [...], breitete sich allmählich Unruhe aus. Manche junge Deutsche hielten sich mit ihrer Sympathie für das neue Deutschland nicht mehr zurück. In Buchhandlungen, deren Besitzer Deutsche waren, und im Kulturbund wurden Photos von Adolf Hitler und sein Buch „Mein Kampf“ ausgestellt. Deutsche Männer trugen Uniformen und sogar das Hakenkreuz als Armbinde. (IVANJI 1998: 57)

Die Donauschwaben zeigen sich von der deutschen Besatzung begeistert, solange sie sich siegreich gegen die Sowjetunion beweist, und treten – als Nicht-Reichsangehörige können sie nicht in der Wehrmacht dienen – der Waffen-SS bei: „Sie trugen ihre Uniformen stolz, gröhlten in den Wirtshäusern, und alle anderen Bürger, Ungarn, Slowaken, Rumänen und Serben gingen ihnen lieber aus dem Weg.“ (IVANJI 1998: 76)

Die Region als multi- und transkultureller Raum scheint verloren, der Erzähler hinterfragt:

Sie feierten unterschiedliche Feste, besuchten einander aber zu diesen Anlässen regelmäßig. Hatten sich alle diese Menschen früher gegenseitig angelogen, wenn sie so taten, als gäbe es für sie keine Unterschiede der Rassen, Nation und Religion, oder schwindelten sie jetzt, ihre Volkszugehörigkeit hervorstreichend, weil sie glaubten, sich der neuen Obrigkeit anpassen zu müssen? Oder besaß die Mehrzahl überhaupt keinen eigenen Standpunkt, handelte stets nur, wie es gerade von ‚Oben‘ gewünscht wurde, wie es die öffentliche Meinung forderte? (Ebd. 106)

Die Separation ereignet sich in wenigen Jahren vor und während der nationalsozialistischen Herrschaft: Die Badeanstalt war für Juden, die es bald in der Stadt gar nicht mehr gab, verboten. Auch wenn Serben offiziell der Besuch nicht untersagt war, bleiben die Deutschen an diesen privilegierten Orten unter sich (vgl. ebd. 82). Nach der Vertreibung der Wehrmacht sehen die serbischen Protagonisten ein gemeinsames Leben mit den Deutschen als nicht mehr möglich an (vgl. ebd. 1998: 137, 156). Die transkulturelle Gesellschaft des Banats scheint 1945 vernichtet.

Doch es ist eine historisch konstruierte Trennung. Bis auf manch humoristisch angehauchte Zuordnung von Ethnie und Eigenschaften – wie die angeblich mutigen bzw. machistischen Montenegriner (IVANJI 1995: 39; 2002: 69) – bleibt die literarische Konstruktion der kulturellen Identität hybrid und überlappend. Ivanjis Darstellung von Kulturen ist dabei transkulturell – wohl im Sinne der alten übernationalen Donaumonarchie, in der sich das Banat in der Form der literarischen Kindheitserinnerung Ivanjis ausgebildet hat. Auch dabei zeigen sich Spannungen zu Perspektiven einer interkulturellen Literatur: lebhaft wird in Ivanjis Werk eine transkulturelle Gesellschaft vor Augen geführt, welche einer interkulturellen Literatur gleichsam erzwingt. Es scheint unmöglich zu diesen Themen eine Literatur zu verfassen, welche sich nicht „im Einflussbereich verschiedener Kulturen und Literaturen“ (ESSELBORN 2007: 9) findet.

Ein bedeutendes magisches und phantastisches Element in Ivanjis Werk muss diesbezüglich noch Erwähnung finden: Sein *Aschenmensch von Buchenwald* bildet sich aus Resten von 701 Toten auf magische Weise durch deren Worte. Es scheint einem Traum von hybrider harmonischer Kultur nahezukommen:

Zwar lauter individuelle Tropfen, aber fließend im selben Strom. Sie verstehen einander noch kaum, doch hören sich selber zu, beginnen, den Sinn zu begreifen,

finden sich allmählich zurecht [...] So nähert *es* sich einem Dialog, dann wird *es* zum Kanon, letztlich zum Chor, jedenfalls zur Harmonie. (IVANJI 1999: 40)

Dabei handelt es sich um verschiedenste Sprachen, die zur Harmonie verschmelzen: „Stimmen in vielen Sprachen sind in der Luft. Auf deutsch versuchen sie sich zu artikulieren, auf russisch, dänisch, jiddisch, tschechisch, serbisch, ungarisch, französisch, italienisch, griechisch, polnisch und spanisch und in anderen Sprachen und unzähligen Dialekten.“ (IVANJI 1999: 58) Es stört dabei keineswegs, dass es nicht eine Sprache ist, in der sich die vielen Stimmen äußern, sie können auch so problemlos ineinanderfließen und sich verstehen – genau wie im von Ivanji beschriebenen, vergangenen Banat.

Wieder geht es über die Sprachen hinaus, ganze Kulturen mischen sich im Aschenmenschen,⁴ was an einer neu entstehenden Musik festgemacht wird:

Sie alle sind jetzt Musik. ... Es ist aber nicht nur der Sound des Swings aus dem Hamburger Nachtleben, es ist gleichzeitig Bach und Mozart, die Internationale und die Marseillaise, christlicher Choral und aufwühlender Marsch, ihre körperlosen Bewegungen passen zu jedem Rhythmus und ihre Stimmung zu jeder Melodie in Dur und Moll. Es ist aber keineswegs widersprüchlich und keine Kakophonie, alles fügt sich harmonisch zusammen. (Ebd. 58)

Musik macht die transkulturelle Idee wohl sehr direkt nachvollziehbar. Wer kann sich eine monokulturelle Musik auch nur vorstellen, die nicht von verschiedensten Stilen, von verschiedensten Kulturen beeinflusst worden ist?

3.3 Übernationalität in der Vergangenheit und in der Zukunft

Die historisch verwurzelte Transkulturalität im Gebiet des Banats wird ohne Abstriche gefeiert. Ivanji trauert dem übernationalen Jugoslawien in Werken sowie in Interviews nach. Mit dem Zerfall in einzelne Nationalstaaten wurde für ihn ein Katastrophenszenario wahr: „Es tut mir heute furchtbar leid, dass meine Gegner in den Gesprächen damals Recht behalten haben, als sie sagten: ‚Wenn es Tito nicht mehr gibt, fällt alles auseinander.‘“ (Ivanji in DER STANDARD 2007) Dabei richtet sich Ivanjis Nostalgie auf das realsozialistische Experiment der Blockfreiheit und Selbstverwaltung; das System Titos nennt er

4 Auch in *Buchstaben von Feuer* lässt Ivanji den Aschenmenschen von Buchenwald erscheinen, auch da mit inter- und übernationalem Anspruch, da er nun in Belgrad für Erinnerung sorgt. Ein Kapitel heißt entsprechend: „Gespenster aller Länder vereinigt euch“ (IVANJI 2011: 207). Eine vergleichbare Vereinigung findet sich übrigens auch in Ivanjis Kinderbuch *Der gutherzige Hai* (1991), wo alle Fischarten Blut für den guten Hai spenden – und alle waren überzeugt, „daß dieser gutherzige Hai jetzt nur noch besser geworden sein konnte, denn in seinen Adern floß jetzt vor allem das Blut vieler kleiner und braver Fische“ (IVANJI 1991: 52).

„epikuräisch“ (IVANJI 2014b: 122). Ivanji selbst versteckt seine Sympathien mit dem Diktator keineswegs: „Ich bin 100% Titoist“, meinte er anlässlich einer Diskussion in Maribor.⁵ Selbstredend sind solche Worte von einem ehemaligen Mitarbeiter des Systems nicht unproblematisch, wie Jörg Plath kritisierend bemerkt: „Ivanjis joviales Behagen an den Geschichten der Genossen, die er in der Nähe von Tito gehört haben dürfte, ist unverkennbar“. (PLATH 2013) Doch scheint die Trauer vielmehr dem multinationalen Staatenbund zu gelten, der auch in der Literatur Ivanjis in mancher Hinsicht wie eine Weiterführung der übernationalen Donaumonarchie anmutet. So findet sich ein veritables Bekenntnis zu Österreich in seinem Erinnerungsbuch; dabei stellt er das transkulturelle Element mit in ganz Zentraleuropa ähnlich gebrauchten Wörtern und das kakanische Erbe in den Mittelpunkt:

Ich habe sie [= die Staatsbürgerschaft] verdient, weil ich ein österreichischerer Österreicher bin als viele hier geborene, die sich deshalb wichtig fühlen. Ich sage aus Überzeugung Paradeiser und Stanitzel und urgieren und skatieren, und das habe ich schon mehrmals betont, ich spreche, wie kein Piefke dieser Welt es versteht – und sage Servus, ... und wer nicht begreift, was ich damit meine, der ist eben kein so guter Österreicher wie ich. Allerdings von der pannonischen Art, der ‚kakanischen‘ Sorte, kein Bergaustriake. (IVANJI 2014b: 103)

Diese Österreicherdefinition, welche die verlorene Donaumonarchie selbstbewusst über die Alpenrepublik stellt, scheint in der literarischen Tradition Joseph Roths zu stehen (vgl. LUGHOFER 2010), der ebenso die transkulturellen Gesellschaften der Grenzregionen des Habsburgerreiches besungen hat. Weniger um politische Systeme, sondern um offene, übernationale Gesellschaften geht es auch im Werk Ivanjis. Selbst Tito wird darin auf die Habsburgertradition bezogen:

Haben manche Bürger Österreichs Anfang der zwanziger Jahre mit so großer Wehmut an das Reich der Habsburger gedacht, wie ich an die Zeit Titos? Tito hat geschmunzelt, wenn man ihn „den letzten Habsburger“ genannt hat, der Bauernbub aus Kroatien, der den größeren Teil seiner Kindheit in Slowenien verbracht [...] [hatte]. (IVANJI 2014a: 6)

Selbst eine Stelle im Werk Ivanjis zur Geschichte und Politik hinsichtlich des sozialistischen Jugoslawiens führen zu Fragen der Monarchie und damit zur transkulturellen Gesellschaft eines übernationalen Staatenbundes, die sich in beiden untergegangenen Staatsgebilden gefunden hat. Doch das Plädoyer

⁵ Diskussionsbeitrag von Ivan Ivanji am 29.10.2013 in der Universitätsbibliothek Maribor in Slowenien.

der Texte für eine harmonische Transkulturalität ist nicht nur auf vergangene Systeme gerichtet. Mit der Globalisierung und der Erweiterung der Europäischen Union scheint auch für Ivanjis Erzähler manches möglich: Das transkulturelle Europa mag den Traum einer offenen, transkulturellen Gesellschaft wieder auferstehen zu lassen, und das ausgerechnet nach einem Schwächeanfall des Erzählers in *Mein schönes Leben in der Hölle*: Im Personal eines Wiener Krankenhauses wird in heutigen transkulturellen Zusammenhängen das Erbe der Donaumonarchie ausgemacht: „Ansonsten, als seien wir im k.u.k. Babylon: Pflegerinnen aus Serbien, Kroatien, Slowenien, Bosnien, Tschechien, der Slowakei, Ungarn.“ (IVANJI 2014b: 284)

3.4 Einbettung in deutsche literarische Traditionen

Seine eigene Mehrsprachigkeit nutzt der Autor in seiner Literatur formal wenig – manche Ausdrücke und Sprichwörter aus dem Serbischen fließen in seine deutschen Werke ein, doch sie werden sofort übersetzt und nicht als verfremdender Effekt eingesetzt (vgl. KILCHMANN 2012b: 109ff.). Christine Ivanovic versucht das Schreiben in einer Zweit- oder Fremdsprache – „exophon“ – weiterführend damit zu fassen, „dass der Autor, indem er eine andere Sprache adaptiert, zugleich die Distanz zu der Literaturgemeinschaft, innerhalb derer er sich mit ihr bewegt, zum Ausdruck zu bringen versucht. Exophone Texte sind durch Sekundarität im Verhältnis zwischen Sprache und Sprecher bestimmt, was in der Schreibweise selbst bewusst gemacht wird“ (IVANOVIC 2010: 172) Unmittelbarer formuliert Yoko Tawada einen ähnlichen Gedanken: „Wo die Sprache einen Knick macht, beginnt das Schreiben.“ (TAWADA 2006: 113) Ihre Doktormutter Sigrid Weigel unterstreicht diesbezüglich ebenso: „Wohl nur dort, wo die *Brüche* und *Widersprüche*, die aus dem Schreiben zwischen verschiedenen Kulturen und Sprachen entstehen, zum Ausdruck gebracht und nicht durch proklamierte Eindeutigkeiten unsichtbar gemacht und geglättet werden, eröffnen sich literarische Perspektiven aus der Position der Minorität oder der Migration“ (WEIGEL 1992: 228)

Diese Distanzen, Knicke, Brüche und Widersprüche können bei Ivanji in seinem sachlichen und nüchternen Stil in seiner „Kinderfräuleinsprache“ kaum gefunden werden. Im Gegensatz zu anderen Schriftstellern, die viele Aspekte einer ‚anderen‘ Kultur einfließen lassen und beispielsweise türkische traditionelle Metaphern und Redegepflogenheiten, japanische Schriftzeichen und Grammatik oder russische Märchen und Sagen einarbeiten, verzichtet Ivanji auf solche Stilmittel und bezieht sich auf eine Tradition der deutschen Höhenkammliteratur. Die meisten Erwähnungen und explizit intertextuellen Stellen

beziehen sich so auf Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller⁶ bzw. Bertolt Brecht⁷. Die große Ehrfurcht vor Goethe zeigt sich in den Texten immer wieder, beispielsweise selbst bei einer Infragestellung des Dichtersfürsten: „Und noch einmal, ich wage es kaum aufzuschreiben: wäre Goethe damit einverstanden gewesen, für ungut gehaltene Mitbürger ordnungshalber zu internieren? Ich halte es nicht für absolut unmöglich.“ (IVANJI 2014b: 280) Dies ist umso beachtlicher, weil Goethe in der sogenannten interkulturellen Literatur immer wieder als Chiffre des Deutschen auftaucht, wodurch eine Nichtlektüre einen gewissen Abstand symbolisieren kann. Beispielsweise beschreibt Vladimir Vertlib in *Zwischenstationen* (1999), wie er ein Werther-Reclamheft findet, sich den Titel merkt und dafür von seiner Deutschlehrerin gefördert wird – übrigens ohne ihn gelesen zu haben. Gerade mit dem Bezug zur Weimarer Klassik reiht sich Ivanji explizit in die Tradition der deutschsprachigen Literatur ein; Erwähnung finden aber auch Erich Kästner, Kurt Tucholsky, Joseph Roth, Ernst Wichert, Paul Celan und Friedrich Nietzsche. Ein ganzer Reigen deutscher Bezugsnahmen öffnet sich den Lesenden. Autoren anderer Sprachen fehlen aber nahezu komplett. Ivo Andrić oder Miroslav Krleža, beide persönliche Bekannte Ivanjis, kommen in den Werken nur als Figuren, keineswegs mit ihrer Literatur vor.

Ivan Ivanji ist in der deutschen sowie serbischen literarischen Tradition – nicht zuletzt mit seinen Erfahrungen als Sekretär des jugoslawischen Schriftstellerverbands sowie als Germanistikstudent – fest verankert. Dementsprechend übersetzte er auch in beide Richtungen: unter anderen Danilo Kiš ins Deutsche, Bertolt Brecht, Günter Grass oder Heinrich Böll ins Serbische. Umso vielsagender ist es, dass Ivanji in seiner Literatur einseitige nationalphilologische Kontextualisierungen vornimmt – und damit die Texte weniger zu einem interkulturellen Raum hin öffnet.

4 Fazit

In mehrerer Hinsicht zeigt ein Autor wie Ivan Ivanji die Schwierigkeiten einer Subsumierung von Texten in Kategorien wie interkulturelle Literatur. Er schrieb in verschiedenen Sprachen, noch bevor es dafür germanistische und literaturkritische Etiketten gab. Wenn auch manche Elemente der inter- bzw. transkulturellen Literatur darin zu finden sind – Ivanji vollführte in Österreich

6 Z. B. IVANJI 1998: 101, 115f u. 199; IVANJI 1999: 9, 19, 59, 63, 69, 73, 75, 94ff, 118, 136, 155; IVANJI 2009: 39; IVANJI 2014b: 197, 235, 249, 259, 277f, 280, 285.

7 Z. B. IVANJI 1995: 38 IVANJI 2014b: 26, 138, 252, 290.

immerhin einen Sprach- und Themenwechsel in seiner Literatur –, fehlen andere Elemente. Nicht einmal, ob er in seiner Erstsprache schreibt oder nicht, kann bei der Sprachlerngeschichte des Autors beantwortet werden. Er betont weder große Einflüsse aus der serbischen, kroatischen oder bosnischen Literatur oder Umgangssprache in seinen deutschsprachigen Texten, noch verwendet er seine Mehrsprachigkeit zur Entautomatisierung oder Verfremdung. Insbesondere bei seinen Beschreibungen des früheren Banats reflektiert er aber Transkulturalität. Doch gerade die dabei fehlenden oppositionellen Konzepte einer Einsprachigkeit und einer Verankerung in nur einer Kultur unterlaufen die Idee einer Sonderstellung der interkulturellen Literatur, denn Transkulturalität wird als nicht nur aktuelle, sondern historische Normalität begriffen. Es scheint schwer möglich, eine Literatur wie Ivan Ivanjis, eine solche Literatur des Banats, Jugoslawiens oder der Habsburger Kronländer zu schreiben, die nicht interkulturell und von mehreren Kulturen beeinflusst ist.

Literaturverzeichnis

- ANDERSON, Benedict (1991): *Imagined Communities*. London/ New York: Verso.
- BACH, Bernard (2012): *Le cosmopolitisme à l'épreuve des nationalisms: Ivan Ivanji, Die Tänzerin und der Krieg* (2002). In: *La littérature interculturelle de langue allemande. Un vent nouveau venu de l'Est et du Sud-Est de l'Europe*. Germanica 51/2012, S. 103–120.
- BHABHA, Homi K. (2000): *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg (=Stauffenburg Discussion 5).
- DER STANDARD (2007): *Der Standard: Das Wir war jugoslawisch*. In: *Der Standard*. 8. November 2007. URL: <http://derstandard.at/3072304> [04.12.2014].
- ESSELBORN, Karl (2007): *Interkulturelle Literatur – Entwicklungen und Tendenzen*. In: *Dialoge zwischen den Kulturen. Interkulturelle Literatur und ihre Didaktik*. Hrsg. v. Irmgard Honnef-Becker. Hohengehren: Schneider, S. 9–28.
- ESSELBORN, Karl (2009): *Neue Zugänge zur inter/transkulturellen deutschsprachigen Literatur*. In: *Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration*. Hrsg. v. Helmut Schmitz. Amsterdam/ New York: Rodopi (=Amsterdamer Beiträge zur Neueren Germanistik 69), S. 43–58.
- FORSTER, Leonard (1970): *The Poet's Tongues: Multilingualism in Literature*. Cambridge: Cambridge University Press.
- FRIEDL, Angelika (2003): *Der Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“*. Ein Literaturprojekt zur Förderung des Dialogs zwischen und über Kulturen. Diplomarbeit, Universität Wien.

- GAUSS, Karl-Markus (2000): „Mir san die Kümmel-Österreicher“. In: Die Presse (Spectrum) 25./26.03.2000.
- IVANJI, Ivan (1991): *Der gutherzige Hai. Eine Erzählung für Erwachsene und Kinder.* Mit Illustrationen von Brigitta Heiskel. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (1994): Die andere Seite der Ewigkeit. Zwanzig Geschichten vom Tod. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (1995): Ein ungarischer Herbst. Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (1996): Barbarossas Jude. Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (1998): Das Kinderfräulein. Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (1999): Der Aschenmensch von Buchenwald Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (2002): Die Tänzerin und der Krieg. Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (2007): Titos Dolmetscher. Als Literat am Pulsschlag der Politik. Wien: Promedia.
- IVANJI, Ivan (2008): Geister aus einer kleinen Stadt. Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (2009): Schattenspringen. Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (2011): Buchstaben von Feuer. Roman. Wien: Picus.
- IVANJI, Ivan (2013): Der Mann zwischen den Sprachen. Interview mit Unique vom 10. Mai 2013. URL: <http://www.unique-online.de/interview-dolmetschen/5490/> [28.11.2014].
- IVANJI, Ivan (2014a): Kinderfräuleinsprache und „naški jezik“, unsere Sprache. In: Erinnerung an Jugoslawien in der deutschsprachigen Literatur. Zur Exophonie. Hrsg. v. Kristian Donko, Johann Georg Lughofer u. Ivan Ivanji. Ljubljana: Goethe-Institut, S. 4–7.
- IVANJI, Ivan (2014b): Mein schönes Leben in der Hölle. Roman. Wien: Picus.
- IVANOVIC, Chrisine (2010): Exophonie und Kulturanalyse. Tawadas Transformationen Benjamins. In: Yoko Tawada. Poetik der Transformation. Beiträge zum Gesamtwerk. Hrsg. v. Christine Ivanovic. Tübingen, S. 171–206.
- KILCHMANN, Esther (2012a): Mehrsprachigkeit und deutsche Literatur. Zur Einführung. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 3/2012, S. 11–17.
- KILCHMANN, Esther (2012b): Poetik des fremden Worts. Techniken und Topoi heterolingualer Gegenwartsliteratur. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 3/2012, S. 109–129.
- LUGHOFER, Johann Georg (2010): „Österreich ist nicht in den Alpen zu finden“: the Representation and Function of the Alps in the Work of Joseph Roth. In: Austrian Studies 18/2010, S. 57–73.
- LUGHOFER, Johann Georg (2014): Multiperspektivität im Spätwerk von Ivan Ivanji. In: Perspektivierung (Perspektivität) – Beziehungen zwischen Sprache und Wirklichkeit in der deutschen Sprache, der deutschsprachigen Literatur, Kultur, DaF-Didaktik und Translatologie. Hrsg. v. Südeuropäischen Germanistenverband. Oberhausen: Athena (im Druck).
- PLATH, Jörg (2003): Das verschlossene Herz. Ivan Ivanjis Erzählung der Tänzerin Daria, die am jugoslawischen Krieg verzweifelt. In: Frankfurter Rundschau, 5.11.2003,

URL: <http://www.fr-online.de/literatur/das-verschlossene-herz,1472266,3229196.html> [30.11.2014].

- RABINOWICH, Julia (2011) : Zur Exophonie. In: Exophonie. Schreiben in anderen Sprachen. Hrsg. v. Johann Georg Lughofer. Ljubljana: Goethe-Institut, S. 13–14.
- RÖSCH, Heidi (1992): Migrationsliteratur im interkulturellen Kontext. Eine didaktische Studie zur Literatur von Aras Ören, Aysel Özakin, Franco Biaoni und Rafik Schami. Frankfurt am Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation (=Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität 5).
- STRIGL, Daniela (1998): Ivan Ivanji: Das Kinderfräulein. URL: <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=1572> [28.11.2014].
- TAWADA, Yoko (2006): Übersetzungen. Tübingen: konkursbuch.
- VERTLIB, Vladimir (1999): Zwischenstationen. Wien, München: Deuticke.
- VON SAALFELD, Lerke (2009): Schluss mit dem Schubladen-Denken. In: Chamisso. Viele Kulturen – eine Sprache. Hrsg. v. der Robert Bosch Stiftung, Juni – August/2009, S. 26–27.
- WEIGEL, Sigrid (1992): Literatur der Fremde – Literatur in der Fremde. In: Gegenwarts-literatur seit 1968. Hrsg. v. Klaus Briegleb u. Sigrid Weigel: München: dtv (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 12), S. 182–229.
- WEINRICH, Harald (1983): Um eine deutsche Literatur von außen bittend. In: Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken 37/1983, S. 911–920.
- WELSCH, Wolfgang (2000): Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 26/2000, S. 327–351.

